

*Bibliothek urbaner Kultur*

Stéphane Gompertz

## ÖSTERREICH LIEBEN

*Erkundungen, Reflexionen, Assoziationen*

Bibliothek urbaner Kultur, Band VI

*Begründet und herausgegeben von Hubert Christian Ehalt*

ISBN 978-3-99028-647-0

© Verlag Bibliothek der Provinz

A-3970 WEITRA 02856/3794

[www.bibliothekderprovinz.at](http://www.bibliothekderprovinz.at)

Umschlagabb.: Werner Andraschko

Stéphane Gompertz

# ÖSTERREICH LIEBEN

*Erkundungen, Reflexionen, Assoziationen*



## INHALT

Zur Bibliothek urbaner Kultur ( <i>Hubert Christian Ehalt</i> ) .....	9
Vorwort ( <i>Hubert Christian Ehalt</i> ) .....	11
I In einem so kalten Winter .....	15
II Wie gewöhnliche Touristen .....	17
III 1001 Gründe, Österreich zu lieben .....	19
IV Der Konsens und seine Grenzen .....	24
V Ist Österreich ordentlich sauber? .....	38
VI Kompromiss und Elastizität .....	44
VII Die Politik in Verruf? .....	50
VIII Laufen: „I bin dabei“ .....	53
IX Bundesstaat und Bundesländer .....	61
X Österreichische Küche und Weine .....	66
XI Existiert eine österreichische Sprache? .....	70
XII Über die Literatur: Österreich durch einige zeitgenössische Schriftsteller .....	73
XIII Musik in der Seele .....	94
XIV Ein kleines Land? .....	107
XV Österreich und seine östlichen Nachbarn .....	120
XVI Gute Europäer sein .....	123
XVII Ausländische Gemeinschaften in Österreich: ein verändertes Land .....	129
XVIII Ein konservatives Land? .....	139
XIX Vergangenheit und Identität .....	147
XX Die Spiegelungen der Karlskirche .....	155
Anmerkungen .....	160
Zum Autor .....	170



## ZUR BIBLIOTHEK URBANER KULTUR

Die Städte haben im neuzeitlichen Europa und ganz explizit und im Weltmaßstab seit 250 Jahren die Bedeutung von zentralen Prägeinstanzen des politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Lebens gewonnen. Alle Individuen, die die Geschehnisse der Welt in lokalen, nationalen und globalen Maßstäben gestalten, wurden und werden durch urbane Kulturen sozialisiert. Noch bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts gab es die Gegenwelten der ländlichen Kultur, die überschaubaren, scheinbar homogenen „Globalgesellschaften“ der Dörfer, in denen jede/r jede/n kennt, und in denen es ein vordergründig freundliches, hinter den Kulissen aber oft böses System der Überwachung und Kontrolle gibt. Die durch adelige Grundherrschaft erzeugte und perpetuierte Unfreiheit wurde durch wechselseitige Kontrolle ergänzt, wie sie in Gesellschaften mit überschaubaren Beziehungen gängig ist, in denen jede/r alles über alle anderen weiß.

„Stadtluft“ und städtische Kultur haben in der Geschichte Chance und Möglichkeit von Freiheit und Unabhängigkeit geschaffen. Innovative und risikofreudige Persönlichkeiten gingen vom Land in die Stadt. Im 19. Jahrhundert wuchsen die Städte in Europa durch die demographische Transition, d. h. durch den Übergang einer Gesellschaft mit hoher Mortalität und hoher Fertilität zu einer, in der Sterblichkeit und Fruchtbarkeit gleichermaßen kontinuierlich abnahmen – und infolge einer dramatischen Landflucht. Nach Wien kamen in dieser Epoche aus den Kronländern der Monarchie viele Bürgerinnen und Bürger, die auf bessere Lebens- und Arbeitsbedingungen hofften. Die Bevölkerung der Haupt- und Residenzstadt wuchs in diesem Zeitraum dramatisch an; um 1900 zählte Wien rund 2 Millionen Einwohnerinnen und Einwohner.

Die Städte wurden in der Neuzeit zu Orten der Öffnung tradierter Beziehungs-, Verhaltens- und Wahrnehmungsformen. Grundsätzliche Offenheit für das Neue, das sich dynamisch Platz schaffte und entfaltete, machte die europäischen Städte zu Orten, in denen aus der Qualität der Offenheit Öffentlichkeit kristalli-

sierte. Im 18. Jahrhundert entfalteten sich Salons, Kaffeehäuser, Verlagshäuser, Museen, Zeitungen und Zeitschriften als Institutionen und Ausdrucksformen einer diskutierenden Öffentlichkeit.

Viel stärker als auf dem Land konfrontierten die Städte ihre Bewohnerinnen und Bewohner mit dem Zeitfluss. Die Anwesenheit unterschiedlicher Zeitschichten in der materiellen Kultur wurde immer auch begleitet durch die Konfrontation unterschiedlicher Zeitebenen in der immateriellen Kultur der Werte und Normen, Rituale und Symbole, der Regel- und Verhaltenssysteme. Immer schon begegneten einander in den Städten Menschen ganz unterschiedlicher ständischer, ethnischer und sozialer Milieus: Gelehrte und Analphabeten, Dandys und Spießbürger, Bonvivants und Puritaner, Prostituierte und Moralistinnen, Patrizier und Clochards.

Die Straßen und Plätze der Stadt sind Aufenthaltsort, Bühne, Raum für PassantInnen, Flaneure und DemonstrantInnen, und – in den letzten Jahrzehnten in immer stärkerem Maß – Verkehrsfläche. Die Städte bieten Arbeit, Kommunikationsmöglichkeiten und unendlich viele Chancen für Konsum, Unterhaltung und kulturelle Gestaltungen.

Möglichkeiten für eine kritische Öffentlichkeit, für eine Kultur der Diskussion und der Unterscheidung, für eine durch bessere Argumente bestimmte Diskussion müssen täglich neu erarbeitet und erkämpft werden. Die Buchreihe, die wir mit dem vorliegenden Band „Österreich lieben“ fortsetzen, hat es sich zum Ziel gesetzt, urbane Kulturen als Lebenswelten und als Diskurse, als Ereignisse und Prozesse, als Strukturen und als Narrative zu erörtern. Genaue Analysen und Befunde schaffen die Möglichkeit für Urteile und für Bilanzen. Die Publikationen der „Bibliothek urbaner Kultur“ sollen Diskussionen anregen, fundierte Sichtweisen und Bewertungen ermöglichen und die Chance eröffnen, Qualitäten städtischer Kultur zu erhalten und auszubauen.

*Hubert Christian Ehalt*



## VORWORT

Von 2012 bis 2014 war Stéphane Gompertz Botschafter der République Française in Österreich. In seinem Wikipedia-Eintrag wird Gompertz als ein „écrivain et un diplomate français“ beschrieben. Die Reihenfolge stimmt. Stéphane Gompertz ist zuerst kulturwissenschaftlich fundierter Autor und Intellektueller, was ihn zu einem gleichermaßen glaubwürdigen, emphatischen und effizienten Diplomaten qualifiziert. Die Verbindung von Schriftstellertum und Diplomatie hat in Frankreich eine bedeutende Geschichte. Jean Giraudoux, Paul Claudel, Romain Gary, Stéphane Hessel waren Autoren und Diplomaten.

Der diplomatische Dienst bietet eine privilegierte Aussichtswarte auf „Land und Leute“. Für den Diplomaten bieten sich ausgezeichnete Chancen, leitende PolitikerInnen und hervorragende KünstlerInnen und intellektuelle Menschen des Landes, in dem man als Diplomat wirkt, kennenzulernen. Auf kurzen Wegen wird man mit den landläufigen und den kritischen Diskursen, den Klischees und der Kritik an diesen konfrontiert. Stéphane Gompertz ist eine eindrucksvolle Persönlichkeit mit einer interessanten Lebensgeschichte. Er war u. a. in der Schweiz, in Ägypten, in Äthiopien tätig, hat einige Jahre in Genf, London und Kairo zugebracht.

Im Jahr 2012 trat er seinen Dienst als Französischer Botschafter in Wien, das er als dunkelgrau und symmetrisch in blasser Erinnerung hatte, an. Gompertz ist ein sehr lebendiger, intellektueller und kontaktfreudiger Mensch, der seinen GesprächspartnerInnen nicht mit diplomatischem Dünkel, sondern mit Offenheit und der Neugierde an gesellschaftlichen und historischen Bedingungen und Entwicklungen begegnet. Stéphane Gompertz ist begeisterter Jogger. So hat er sich die Wiener Naturräume, die auch den Einheimischen sehr wichtig sind, die barocken Parks, die Donauinsel, den Wienerwald, den Prater angeeignet.

Nun ehrt der sich mittlerweile im (Un-)Ruhestand befindende Diplomat die letzte Station seiner beruflichen Laufbahn mit

einem Buch: „Österreich lieben“. Als interessierter Beobachter waren Musikverein, Oper und die Joggingparcours seine bevorzugten Aufenthaltsorte und Gespräche mit geschätzten Persönlichkeiten, FreundInnen und KollegInnen die präferierten Quellen für sein differenziertes Wissen über Land und Leute.

Stéphane Gompertz gibt in zwanzig Kapiteln bzw. Stationen Auskünfte und Antworten über „die paradoxe Republik“ – so der Titel eines Buches, mit dessen Autor Oliver Rathkolb er eine freundschaftliche Beziehung unterhält.

Sein Buch beschreibt gesellschaftliche und kulturelle Verhältnisse vom Alltag der österreichischen Küche und der „österreichischen Sprache“ über Musik und Literatur zu den mentalen Eigenschaften eines kleinen Landes, das konsequent zwischen Selbstüberschätzung und -unterschätzung (Wendelin Schmidt-Dengler nannte Österreich „das fortgeschrittenste Land ohne es zu wissen“) pendelt.

Stéphane Gompertz hat sein diplomatisches Privileg einer Dauerkarte für den Musikverein ausgiebig genützt, er hat hier nachhaltige Anregungen erfahren und etwa Anton Bruckner als ausgezeichneten Musiker mit großer meditativer Dimension kennengelernt. So hat er Österreich, dessen Verhältnis zu bürgerlichen sinnlich-sexuellen-existentiellen (Ab-)Gründen vom im Juni 2016 verstorbenen Karikaturisten Manfred Deix auf den ultimativen Punkt gebracht wurde, beim Song Contest 2014 erlebt. Der Sieg von Conchita Wurst, Travestiekünstler und Kunstfigur, gehört wohl zu jenen Paradoxien der Republik, die Gompertz dazu bewegen, Österreich zu lieben.

Stéphane Gompertz outet sich in dem Buch als Anhänger Barbara Frischmuths und Peter Handkes, als Europäer, der Stärken und Schwächen „seiner beiden Länder“ stets in Korrespondenz und Relation betrachtet. Die Einführung in die österreichische Essens- und Weinkultur war für den weltläufigen Diplomaten nicht schwierig; das entsprechende Kapitel umfasst nur vier Seiten des Buches und beinhaltet nicht jene Qualitäten, die Stéphane Gompertz dazu bewegen, Österreich zu lieben; aber der Tafelspitz, der Grüne Veltliner (aus der Wachau) und der Rotgipfler (Gumpoldskirchen) kommen immerhin vor.

Der Autor schließt seinen lesenswerten Essay mit der Erkenntnis, dass es bei einer zweieinhalbjährigen Beobachtungszeit schwer ist, eine Kultur gänzlich zu entdecken. Bei der Verwendung des Adverbs „gänzlich“ möchte ich dem Autor aus kulturwissenschaftlicher Perspektive recht geben. Wenn etwas in Kultur und Gesellschaft historisch und in der Gegenwart nicht vorkommt, dann ist es die „gänzliche Existenz“. Aus literatur- und kulturwissenschaftlicher Deskription ist jedoch hinlänglich bekannt, dass der geschulte Blick von außen einen Sachverhalt häufig besser, genauer, gründlicher darstellt, als jener der „Eingeborenen“. Dies gilt in hervorragender Weise für den vorliegenden Text. Das Buch ist aufschlussreich, weiterführend, es erfüllt die Funktion eines Reiseführers ebenso wie jene eines scharfen kulturwissenschaftlichen Essays über Österreich.

Als Herausgeber der „Bibliothek urbaner Kultur“, als Österreicher und als Wiener bedanke ich mich bei Stéphane Gompertz für die Zeit und vor allem für die erfolgreiche, ausgezeichnet gelungene Auseinandersetzung mit der zentraleuropäischen Kultur in Österreich.

*Hubert Christian Ebalt*



## *I In einem so kalten Winter*

In jenem Jänner gab Wien den Eindruck, ein Bühnenbild für einen Schwarzweißfilm zu sein: Der von den östlichen Ebenen kommende eisige Wind, der die Hunnen und die Türken einst herbeibrachte, schien die Pastellfarben der Mauern auszulöschen. Die Stadt sah feindlich aus, als hätte sie beschlossen, ihren Ruf, freundlich zu sein, und ihren heiteren Reiz zu leugnen. Ich glaubte, jenen Winter nachzuerleben, als Mozarts Leichnam, einer zum Glück erfundenen Legende nach, unter Schneetreiben und mit einem Hund als einzigem Gesellen zum Friedhof ohne Zeugen gebracht worden sein soll. Wir waren gekommen, um die Stadt zu erforschen, in der wir mehrere Jahre verbringen würden. Meine Kollegin und Freundin, die Personaldirektorin des französischen Außenministeriums, hatte mir gesagt: „Wir denken für dich an ein wienerisches Schicksal.“ In jenem düsteren Winter schien mir das Wort „Schicksal“ Sinn zu ergeben. Diese trostlose Stadtlandschaft rief Gustav Mahlers und Egon Schieles Verzweiflungen wach. Seit 35 Jahren war ich nicht in Wien gewesen. Ich erinnerte mich an eine lebendige und fröhliche Stadt. Ich hatte vergessen, wie flach sie ist, Erhebungen gibt es nur in der Peripherie, und dass ihr oft die Kurven fehlen: Die Kurve ist für den Reiz einer Stadt ebenso nötig wie für den eines Körpers. Viele Straßen Wiens sind hoffnungslos geradlinig. Ich hatte die Mariahilfer Straße, von den Wienern liebevoll „Mahü“ genannt, die sich von der Hofburg her nach rechts biegt und fast bis nach Schönbrunn hinaufführt und deren Umwandlung in eine Fußgängerzone während unseres Aufenthalts eine gewaltige Polemik verursachte, noch nicht aufgesucht, was ich aber später sehr oft tun sollte. Die Straßen des Zentrums verlaufen geradeaus und scheuen nicht davor zurück, einander rechtwinklig zu kreuzen, als wollten sie ein römisches Lager oder Manhattan nachahmen. Das heißt, dass die Fantasie der Formen unzulänglich ist, um die kalte Monotonie der Farben auszugleichen.

Immerhin gab es die Museen und auch die Schönheit verschiedener Blickwinkel. Als wir aus der Albertina kamen, suchten wir, von einem zwischen den Zähnen knuspernden Apfelstrudel träu-

mend, in einem nahen Kaffeehaus Zuflucht. Der Apfelstrudel erwies sich als durchweicht und geschmacklos. Noch ein Mythos brach zusammen. Es war aber wirklich schwierig, auch als wir uns wie alle anderen dann in Österreich verliebt hatten, in den Kaffeehäusern und Konditoreien, die wir besuchten, einen dem Ruf Österreichs gerecht werdenden Apfelstrudel zu finden. Abgesehen vom Strudel unseres Kochs, der zwar Franzose aber mit einer Österreicherin verheiratet war und deshalb wahrscheinlich hinter manches Geheimnis des Landes geblickt hatte, würde ich in meine persönliche Hitliste eine kleine Kneipe im jüdischen Stadtviertel aufnehmen, deren Namen ich leider vergessen habe und in welche mich eine Kollegin nach einer Stunde Joggen geführt hatte, dann das *Café Schwarzenberg* und das *Schönbrunner Stöckl* beim Meidlinger Tor, dem Nebeneingang in den Schlosspark. Der Apfelstrudel ist einer der trefflichsten Ausdrücke der österreichischen Genialität, meiner Meinung nach weit genialer als die berühmte Sachertorte. Der damalige Strudel setzte jedoch unsere frostige Erkundung fort: Die Mittelmäßigkeit des Strudels schien die niederschmetternde übereilte Diagnose zu bestätigen, die wir über das Leben in Wien zu stellen begonnen hatten. Die Gastfreundschaft der guten Freunde, die uns empfangen hatten, die sympathischen Restaurants, wohin sie uns zum Abendessen einluden, eine Klavierdarbietung in der Peterskirche und ein Spaziergang entlang der bunten, malerischen Lebensmittelverkaufsstände des Naschmarkts – zum Glück hatte die Kälte die Touristen entmutigt, allzu zahlreich zu erscheinen – überzeugten uns dann, dass wir unser Urteil zumindest abschwächen konnten. Mit dem Virus der tiefen Liebe sollten wir uns später anstecken, gleich nach unserer echten Ankunft, als der Frühling schon blühte.

Fernab der Beschreibungen, die man in den Reiseführern findet, möchte ich diese Leidenschaft für ein Land verständlich machen und teilen. Ich werde Österreichs Gesellschaft, das politische Leben, die Kultur und die Identität erwähnen. Ich werde mein Bestes tun, um unvoreingenommen zu bleiben, weiß aber, das ich scheitern werde. Ich werde das Hin und Her zwischen der objektiven Beschreibung und meiner persönlichen Sicht nicht vermeiden. Ich werde nicht umhinkönnen, den Institutionen die

Namen und die Gesichter der Personen zu geben, die ich kennengelernt habe. Ich übernehme im Voraus die Verantwortung für die falschen Perspektiven und die Vorurteile meiner, durch die Hürden des ersten Kontaktes umso stärker gewordenen Zuneigung.

## *II Wie gewöhnliche Touristen*

Als wir Österreichs Reizen erlagen, schienen sie sich wie die Blumen unter der Maisonnie zu häufen. Es gab allerdings einige Ausnahmen: Wir haben nicht allen Verlockungen gehuldigt, die so viele Touristen anziehen. Als ich das Schloss Schönbrunn wieder sah, fand ich es ebenso hässlich wie 35 Jahre zuvor. Der Park ist jedoch entzückend, mit seinen Steinwerken, seinen Pflanzengewölben und seinen Schmetterlingen, zumal wenn man dorthin joggen geht und bis zur Gloriette vier- oder fünfmal mit Mühe und Not hinaufrennt. Aber die Gemäuer sind in ein kränkliches Gelb getunkt, die Möbel und die Bilder sind banal, der Boden ist unter einem grässlichen Teppich versteckt, damit die Schuhe der Besucher ihn nicht verletzen, und die Fensterläden sind geschlossen, damit das Tageslicht Malereien und Tapeten nicht beschädigt. Es sieht fahl und düster aus. Kurz gesagt, wiederhole ich – und dazu stehe ich –, dass ich das Schloss Schönbrunn hasse. Ich habe auch das Sisi Museum nie besichtigt, wo so viele Touristen gerührt ihre Augen reiben. Von Anfang an fand ich die Sacher-torte schwer verdaulich (was den Reiz des Sacher Hotels selbst nicht verringert) und die Mozartkugeln (außer derjenigen von Figl) zu süß. Es ist mir also gelungen, mich vor gewissen, gewöhnlichen Touristen trügenden Versuchungen zu bewahren. Aber der Rest, die Orte, das Lächeln, die Straßenbahnen, die Ereignisse, die Konzerte, die kleinen und die großen Weine, die Bücher, die Feste, die Leute: das alles sind Gelegenheiten, glücklich zu sein.

Erstens, die Kaffeehäuser: Eines von ihnen, das der Botschaft am nächsten war, das *Café Schwarzenberg*, wo die Musikliebhaber nach dem Konzert hingehen, zum Abendessen oder um zumindest ein Glas Wein zu trinken, ist uns zu einer zweiten Cafeteria geworden. Isabelle hatte uns dieses Lokal für ein Abendessen mit

dem Dirigenten Bertrand de Billy empfohlen; wie gesagt ist der Apfelstrudel mehr als akzeptabel. Der Spinatstrudel ist auch bemerkenswert; der Tafelspitz ist zwar nicht vorzüglich, aber ehrlich, ebenso wie das Gulasch, groß oder klein; der Grüne Veltliner, mit seiner lichtvollen Weißheit, fließt angenehm die Kehle hinunter. Das *Café Schwarzenberg* gilt es vor allem für seine Stimmung zu loben, besonders für seine Kellner. Einem von ihnen, dem jüngsten, Marius, wurden wir bald sympathisch, und umgekehrt. Jedes Mal, wenn wir am Café vorbeigingen, schauten wir hinüber, ob er nicht da sei. Er ging mit dem wienerischen Humor, dem Schmäh, mit derselben Virtuosität um wie seine Kollegen, jedoch weniger rau. Die Wiener können nämlich, wie die Pariser, ziemlich korrosiv sein. Gruppen von Musikern besuchen das *Café Schwarzenberg* regelmäßig, um dort zu spielen und zu singen: Eines Abends gesellte sich unser Marius zu ihnen und ließ seine sehr hübsche Stimme hören. Später haben wir andere Kaffeehäuser entdeckt, in Wien, in Salzburg, in Innsbruck, aber das *Café Schwarzenberg* hat für uns den einzigartigen Reiz der Einweihung behalten.

Eine zweite touristische Versuchung hat uns später gesegnet: eines jener Mozart-Konzerte, für die junge Männer mit weißen Strümpfen, bunter Jacke und Perücke auf der Straße versuchen, Kunden zu werben, und wo sich auch die Musiker mit altmodischen Gewändern verkleiden. Das Niveau ist gut: Wir sind doch in Österreich. Aber die angebliche Authentizität ist fragwürdig. Egal: Wir hatten die Gelegenheit, eine wunderbare Sängerin, Lydia Rathkolb, zu hören und mit ihr während der Pause ein paar Worte auszutauschen. Ein oder zwei Monate später las ich einen Artikel über die Umbenennung des Karl-Lueger-Rings: Karl Lueger war ein großer Bürgermeister von Wien, aber dieser christlichsoziale Politiker war auch ein großer Antisemit. Zwar war sein Verhalten von einem rein politischen Opportunismus geleitet – „Wer Jude ist bestimme ich“ –, aber das ist keine Entschuldigung. Unter dem Druck der Universitäten hatte die Stadt Wien entschlossen, diesen Teil des Rings umzubenennen und ihm den Namen „Universitätsring“ zu geben. Die Zeitung zitierte den Gatten unserer Sängerin, Oliver, einen berühmten Historiker, einen Spezialisten der Geschichte des 20. Jahrhunderts, dessen



Buch *Die paradoxe Republik, Österreich 1945 bis 2005*<sup>1</sup> ich oft zu Rate ziehen werde. Wir luden beide zum Mittagessen ein und sie sind gute Freunde geworden. Wir haben Lydia in einer entzückenden Oper für Kinder wieder gehört: *Das Städtchen Drumherum*. Oliver war Vorsitzender jener Jury, die auf meinen Vorschlag meiner äthiopischen Freundin Bogaletch Gebre („Boge“)<sup>2</sup> den Bruno-Kreisky-Preis für Menschenrechte verliehen hat. Er lud mich ein, im großen Saal der Nationalbibliothek Wien Boges Laudatio zu halten. Und Lydia gab ein Konzert bei uns, um Boge zu helfen, Geld für ihre Projekte zu sammeln. Alles das hat sich aus jenem Konzert für Touristen heraus entwickelt. Ich muss mich also bei dem Perückenmozart bedanken.

### *III 1001 Gründe, Österreich zu lieben*

So lautet der Titel eines witzigen Buchs, das 2013 veröffentlicht wurde.<sup>1</sup> Die Verfasserin, Katharina Schneider, leitet eine Bekleidungsmanufaktur in Salzburg. Nach zahlreichen Reisen, die sie für ihr Studium oder ihr gemeinnütziges Engagement unternommen hatte, kam sie, zurück in ihrem Vaterland, auf die Idee, für Österreicher sowie für Ausländer ihr – oft ironisches – Lob darauf zu schreiben. Das Buch ist wie ein Lexikon strukturiert und umfasst kurze Darstellungen von Berühmtheiten, semiotische Erklärungen, historische Anekdoten und kulinarische Beschreibungen. So lernt man, dass die Bösendorfer-Klaviere Franz Liszt ihren Ruf verdanken: Da er alle Klaviere umbrachte, auf denen er spielte, empfahlen ihm seine Freunde, einen Bösendorfer zu probieren. Und der widerstand seinem Angriff. Man lernt auch, dass der Teig des Strudels so dünn sein muss, dass man durch ihn die Zeitung lesen kann. Das Buch ist mit Zeichnungen des ehemaligen Bundeskanzlers Schüssel geschmückt, der einen guten Ruf als Karikaturist hat. Eine der heitersten, die die Aufmerksamkeit der Presse besonders weckte, zeigt ein Wiener Schnitzel, dessen Form jener Österreichs ähnelt.

Wenn Sie in dem Buch eine Beschreibung der berühmten Heurigen, der Wiener Winzerlokale suchen, werden Sie sie nicht

unter Buchstabe H, sondern unter A, im Abschnitt „Ausg’steckt is“, finden. Ein Heuriger ist „ausg’steckt“, wenn er geöffnet hat, wenn er sein oft aus zusammengesteckten Zweigen bestehendes, einem Wappen ähnliches Schild aufgehängt hat.

1784 gewährte, so unterrichtet uns Katharina Schneider, Kaiser Josef II. jedem Winzer das Recht, den Wein und den Obstmost der letzten Ernte – wörtlich den „heurigen“ Wein – zu verkaufen. Um zu vermeiden, dass ein übermäßiger Wettbewerb den Handel gefährdet, werden Heurige in jeder Ortschaft abwechselnd geöffnet. Suchen Sie Ihr bevorzugtes Gasthaus auf der Webseite der Gemeinde und lesen Sie das Wort „ausg’steckt“, so können Sie ruhig hingehen. Um den Kunden zu zeigen, dass sie offen haben, zünden die Wirte eine Lampe über der Eingangstür an. Wenn Sie kein spezielles Lokal im Sinn haben, können sie auch einfach die Tür einer der beleuchteten Gaststätten öffnen.

Mehr als die Heurigen der Wiener Vorstadt hatten wir diejenigen von Gumpoldskirchen, etwa 30 Kilometer südlich von Wien, besonders lieb. Wir hatten diese alte Kleinstadt entdeckt, als wir von den römischen Thermen in Baden zurückkehrten: Anstatt auf der Autobahn waren wir über die Weinstraße gefahren, die sich durch die Weinberge schlängelt. Als wir Gumpoldskirchen in Richtung Mödling verließen, erblickten wir auf der rechten Seite den Hof eines – ausg’steckten! – Heurigen, der uns besonders attraktiv schien. Ohne ein Wort zu wechseln, hielten wir am 200 Meter entfernten Parkplatz und traten ein. Es war ein schöner Herbstabend. Den Saal außer Acht lassend, der jedoch eine schöne Aussicht auf die Reben bot, nahmen die Gäste im Garten ihr Abendessen ein. Wir folgten ihrem Beispiel. Ich fragte nach den Weinen. Die Kellnerin empfahl uns einen lokalen Weißwein, den man nur in der Gegend von Gumpoldskirchen finden kann, den Rotgipfler: ein Genuss. Nach dem Essen erwarb ich eine Kiste. Der Wirt schenkte mir eine Extraflasche von einer anderen Rebsorte, so dass ich sie kosten könne. Nicht schlecht. Aber ich mag den Rotgipfler mehr. Als wir Österreich verließen, nahmen wir ein Paar Kisten mit nach Paris. Als Begleitung zum Wein schlugen die Heurigen starke und schmackhafte, vorwiegend auf Schweinefleisch beruhende Bauernspeisen vor. Da sich

meine Frau bereit erklärt hatte, den Wagen nach Wien zu fahren, konnte ich mir erlauben, dem Rotgipfler ohne Rücksicht gerecht zu werden. Seitdem haben wir Gumpoldskirchen oft wieder besucht, wir sind entlang seiner Fassaden aus dem 16. Jahrhundert spazieren gegangen, wir haben einige andere Gasthäuser probiert; nur ein oder zwei von ihnen hatten den Reiz des ersten und einen Wein, der so angenehm die Kehle hinunterfloss. Eines unserer letzten Abendessen in Österreich nahmen wir in Gumpoldskirchen mit einem Musiker-Ehepaar zu uns. Dank einem Freund, der als Journalist bei Radio Stephansdom tätig war, hatten wir Susanna Artzt, eine wunderbare Pianistin, kennengelernt. Seiner Anregung folgend hatten wir Susanna vorgeschlagen, in der Botschaft ein Konzert zu geben: Sie spielte Sonaten von Mozart, die er vermutlich während seines Pariser Aufenthalts komponiert hatte und die sie für ihre nächste CD ausgewählt hatte. Außer diesen Sonaten hat Susanna Werke von Ravel, Chopin, Debussy, Lili Boulanger und Franz Xaver Mozart (Sohn von WA) aufgenommen. Ihr Mann, Manfred Wagner, ist selbst ein ausgezeichnete Pianist. Sie wohnen in Gumpoldskirchen. Sie nahmen uns zu einem Heurigen mit, den wir noch nicht kannten. Im alten gewölbten Saal fügten sich die Erinnerungen an Vergangenes, Überlegungen über Zukünftiges, der Rotgipfler und die Freundschaft gut zusammen.

Ein anderer Abschnitt des Buches über die 1001 Gründe, Österreich zu lieben, berührt mich besonders, nämlich jener über den Maler Friedensreich Hundertwasser. Jedes Mal, wenn uns Verwandte oder Freunde in Wien besuchten, führte ich sie zum Hundertwasser-Gebäude an der Ecke Löwengasse und Kegelgasse und zum davon nicht weit entfernten Hundertwasser-Haus, wo zahlreiche Werke des Malers ausgestellt sind. Wenn es möglich war, fuhren wir am Fernwärmewerk Spittelau vorbei, das Hundertwasser umgestaltet und dessen Dach er mit einer riesigen Wiedergabe seiner Mütze dekoriert hat. Stets empfinde ich dabei dieselbe Freude. Ich mag bei Hundertwasser den großzügigen Einsatz der Farben, die Mannigfaltigkeit der Formen, den Triumph der Kurven, das Eindringen der Pflanzen in die unbelebte Materie, die Verschmelzung mit der Natur, die Dauerhaftigkeit des Wunders

(seine Bilder erinnern uns oft an Kinderzeichnungen), die Lust, die traurigen und grauen Gebäude zu bemalen, damit ihre Einwohner das Leben als etwas Schönes genießen können. Neben den genannten Gebäuden faszinieren mich in Wien die Toiletten des Kaffeehauses im Kunst Haus Wien, in welche die bunten Farben eindringen und wo sich der Boden wellt. Ich mag die *Blutenden Häuser* und *Das ist der Weg zu Dir*, die glühenden roten Farbtöne und die labyrinthartigen Spiralen, die Liebe zu den Wäldern, den Wunsch, in der Form eines Baumes zu überleben, der uns an den zweiten Band der *Ender*-Trilogie von Orson Scott Card erinnert.

Wir haben auch die Barbara-Kirche in Bärnbach in der Steiermark besichtigt. Ohne die originale Architektur zu ändern, hat Hundertwasser eine gewöhnliche, langweilige Kirche in einen Jubelbau umgewandelt. Die Farben, die Säulen, die Frieze scheinen die Schönheit der Welt und ihres Schöpfers auszudrücken. Am Prozessionsweg um die Kirche herum hat Hundertwasser zwölf Tore platziert, von denen jedes einer Religion gewidmet ist und ihre Sinnbilder trägt: Islam, Hinduismus, Judentum, Shintoismus, Konfuzianismus, prähistorische Religionen, amerikanische Religionen, afrikanische Religionen, Buddhismus, polynesischen Religionen, nicht-katholische christliche Glaubensgemeinschaften, Agnostizismus. Als wir die Kirche besuchten, sahen wir eine ältere, sehr schöne Frau, die den Boden vor dem Eingangstor fegte. Wir unterhielten uns. Sie und ihr Mann waren enge Freunde Hundertwassers gewesen, den sie bei seinem Vornamen, Friedensreich, nannte. Sie war eine streng gläubige Katholikin und fühlte sich sehr wohl in jener Kirche, die eine so fröhliche Weltoffenheit ausstrahlte.

Schließlich haben wir in der Therme Blumau eine Nacht verbracht. Die Häuser unterscheiden sich kaum von den Hügeln, deren Kurven sie verlängern und deren Farben sie verstärken. Die Schwimmbecken mit ihren komplexen Formen bleiben bis spät in der Nacht geöffnet. Wir schwammen im warmen Wasser zwischen den bunten Pfeilern, deren fantastische Erscheinung die Nachtbeleuchtung hervorhob: Wir hatten das seltsame und sanfte Gefühl, im Herzen eines Museums zum Kern der Welt zurückzukehren.

Allein für Hundertwasser muss man Österreich lieben. Aber auch für Egon Schiele, der ihn beeinflusste. Und die anderen. Frau Schneider hat recht, die Gründe, Österreich zu lieben, sind zahlreich. Jedoch finde ich es interessant und vielleicht auch etwas verwirrend, dass es nötig schien, sie aufzuzählen. Als ob eine solche Überredung – zumindest für die Österreicher selbst – notwendig wäre.

Abgesehen von der Angewohnheit der Wiener, ohnehin über alles zu jammern, habe ich schon oft den Eindruck gehabt, dass die Österreicher, so lieb sie ihr Vaterland auch haben mögen, die Rechtfertigung seiner Existenz stets bezweifeln. Die Zahl der Jungen, die das Land verlassen, scheint dies zu bestätigen. Der Vizerektor der Universität Wien, Heinz Faßmann, hat auf der Grundlage einer Untersuchung von Statistik Austria festgestellt, dass Österreich ein Braindrain-Problem hat<sup>2</sup>: Seit mehreren Jahren sind die Österreicher, die ihr Land verlassen, zahlreicher als diejenigen, die zurückkommen. Gleichzeitig gelingt es Österreich nicht, die Ausländer zu halten, die dort studiert haben: Am Ende ihres Studiums suchen nur 20% um eine Aufenthaltsgenehmigung an. Der Vizerektor macht dafür insbesondere die bürokratischen Hürden für die Erteilung der Rot-Weiß-Rot-Karte verantwortlich, sowie die strengen Bedingungen (die Ausländer haben hier nur sechs Monate, um sich einen Arbeitsplatz zu finden, in Deutschland hingegen achtzehn) und die hohe Steuerlast. Aber ich frage mich, ob ein latenter psychologischer Faktor nicht auch eine Rolle spielt. Die Lebensbedingungen sind zwar die angenehmsten, von denen man je träumen könnte. Wien genießt den weltweit ersten Platz auf dem Mercer-Index der Lebensqualität und es fällt nicht schwer, Gefallen an dieser Stadt zu finden. Ein Franzose, der im Rahmen einer für die französischen Außenhandelsberater im Mai 2013 durchgeführten Untersuchung befragt wurde, antwortete: „Ich bin seit zwei Jahren in Wien und fange schon an, über alle möglichen Strategien nachzudenken, wie ich in Österreich bleiben könnte. Meiner Meinung nach gibt es viele natürliche Brücken zwischen Frankreich und Österreich, sei es in der Arbeitspraxis, der Art und Weise, Geschäfte und Verträge abzuschließen, oder der Methode der Zusammenarbeit.

STÉPHANE GOMPERTZ, geboren 1949, unterrichtete Literatur an den Universitäten Yale und Poitiers, bevor er die diplomatische Karriere einschlug. Spezialisiert auf den Mittleren Osten und Afrika war er von 1984 bis 1986 Kabinettsmitglied von Premierminister Laurent Fabius, ab 2004 Botschafter in Äthiopien, 2010 bis 2012 der für Afrika zuständige Direktor des Außenministeriums, 2012 bis 2014 Botschafter in Österreich.

Werke:

*Le roi se meurt de Eugène Ionesco*, Paris 1977 (mit Pascal Charvet)

*Strabon, Le voyage en Egypte: un regard romain*, Paris 1997 (mit Pascal Charvet und Jean Yoyotte)

*Malgré Robtko*, Essay, Apt 2008

*Le Sourire en chemin: chroniques éthiopiennes*, Forcalquier 2011

*Höflichkeit heute – Zwischen Manieren, Korrektheit und Respekt*, Wien 2013 (mit Hubert Christian Ehalt, Asfa-Wossen Assefate, Julia Rabinowich und Kathrin Röggla)



*Verlag* bibliothek der Provinz

*Literatur, Kunst und Musikalien*